

Weisheit führen. Je verworrener die Prinzipien des gegenwärtigen Unterrichtes sind, desto stärker muß die religiöse Erziehung hervorgehoben werden. Wenn man dem Volke so viele Systeme bietet und in seine Hände so viele Bücher und Schriften spielt, die zu jener Halbgelehrsamkeit führen, welche noch gefährlicher als die Unwissenheit ist, bewaffnet man es nur mit einem Schwerte, das es sehr leicht gegen sich selbst oder gegen die bürgerliche Gesellschaft mißbraucht, wenn nicht die Religion läuternd und leitend in das Mittel tritt. Man wünscht sich Glück, die Kunst des Lesens unter alle Klassen der Gesellschaft verbreitet, alle Geschichten in ein Compendium gebracht, die Komödien, Novellen und Romane vervielfältigt und alle Wissenschaften in eine gefälligere Form gebracht zu haben; aber diese größere Leichtigkeit des Studiums erleichtert gleichmäßig auch die Ausbreitung verdorbener ungebundener Sitten, wenn die Religion nicht lebendiger alle Herzen durchdringt. Der Unterricht werde also von der Erziehung geleitet; beide sollen sich wechselseitig unterstützen und mit ihren Mitteln einen und denselben Zweck verfolgen. Nur so wird das Lehramt seine Zwecke mit Glück verfolgen.

L i t e r a t u r.

Fehr, Dr. Joseph, Privatdocent der Geschichte an der königlichen Universität Tübingen, der Aberglaube und die katholische Kirche des Mittelalters.

Ein Beitrag zur Kultur- und Sittengeschichte. Stuttgart, 1857. Gebrüder Scheitlin. S. IV. und 164. Pr. 1 fl. 12 fr.

Das vorliegende Buch hat sich vorgenommen, eine höchst verdienstliche Aufgabe zu lösen. Unter den gewöhnlichsten und scheinbar sehr schwer zu widerlegenden Vorwürfen, die man gegen die Kirche des Mittelalters und die damaligen Träger ihrer Gewalt erhebt, befindet sich auch der, daß der krasseste Aberglaube von ihnen gehegt, gepflegt und durch ihr Ansehen unterstützt wurde. Diese Ansicht ist so vorherrschend und so allgemein verbreitet, daß selbst gut katholische Schriftsteller Anstand nehmen, in ihre nähere Widerlegung einzugehen. Der Herr Verfasser, welcher durch seine geschichtlichen Studien auf die Erforschung der Concilien des Mittelalters hingewiesen wurde, war nun von der mannigfaltigen Wirksamkeit der Kirche auch in dieser Richtung hin so erbaut, daß er beschloß, dieselbe in einem Gesamtbilde darzustellen. Da sich zu jener Zeit gerade im Frankenreiche und in Deutschland das kirchliche Leben am kräftigsten entwickelte, ist es klar, daß er auf diese Gegenden den meisten Bedacht nimmt. Nachdem er dargelegt, warum die Ausrottung des alten heidnischen Aberglaubens ungeachtet vieler einflußreicher und abmahnender Stimmen vielfach erschwert war und erst einer späteren Zeit gelingen konnte, geht er S. 31 auf Beantwortung der Frage über, was hat die gallisch-fränkische Kirche zur Ausrottung des Aberglaubens gethan?

Schon das zweite Concil von Arles (452) erklärt den Bischof, der die Ausübung heidnischen Aberglaubens in seinem Gebiete gestattet, des Sacrilegiums schuldig und beraubt den Laien, der demselben die Mithilfe zur Ausrottung dieses Aberglaubens versagt, der Communion. Das Concilium Agathense (506) excommunicirt die Kleriker und Laien, die sich mit den Sortes Sanctorum abgeben oder die heilige Schrift zu abergläubischen Erforschungen der Zukunft missbrauchen. Dieselbe Vorschrift wiederholt das Concil von Orleans (511). Auf einem späteren Concile in derselben Stadt wird die Excommunication eines Christen, der nach heidnischer Sitte beim Namen eines Thieres schwört und noch dazu heidnische Namen anruft, beschlossen. Das Concil von Aurerre (578) spricht sich mit aller Entschiedenheit gegen das Weissagen aus und gebietet die abgelegten Gelübde nicht bei soge-

nannten heiligen Bäumen und Quellen, sondern in der Kirche zu lösen. Das Concil von Narbonne (589) verordnete, daß Wahrsager und Wahrsagerinnen gestraft werden und die, welche sich an sie wenden, sollen sechs Unzen Goldes an den Grafen bezahlen; die das Volk verführenden Wahrsager und Wahrsagerinnen aber sollen, wo sie ertappt wurden, seien es Freie, Knechte oder Mägde, öffentlich auf das Strengste durchgeprügelt, verkauft und der Erlös den Armen ausgetheilt werden. Selbst wider die Gottesurtheile erhob sich ein hl. Avitus, Bischof von Vienne († 523) und andere und wenn in Bezug auf die Orakel selbst ein Karl der Große über die damals herrschenden Ideen sich nicht erheben konnte, so fehlt es doch nicht an hinlänglichen Beweisen, daß viele der kirchlichen Drangane jener Zeit eine nüchterne und vollkommen klare Anschauung über die Sache hatten. Wollen wir die Thätigkeit der Kirche für die Ausrottung des Aberglaubens in unserm deutschen Vaterlande näher kennen lernen, müssen wir auf die päpstliche Instruktion, die Gregor II. dem hl. Bonifacius mitgab, zurückgreifen. Der siebente, achte und neunte Artikel derselben lauten: „Keine Speise, als nur die, welche den Götzen geopfert wird, halte man für unrein. Auf Träume und Wahrsagereien soll man nichts halten. Auch soll man verabscheuen die Zauberkräfte und die verschiedenen Gebräuche beim Anfange des Jahres.“ Siebenundzwanzig Jahre später (742) hielt Bonifacius das erste deutsche Nationalconcil. Das fünfte Kapitel desselben gebietet: „Wir haben auch angeordnet, daß gemäß den Kanones jeder Bischof in seiner Diözese mit Beihilfe des Grafen, welcher der Schutzherr der Kirche ist, seine Sorge dahin wende, daß das christliche Volk keine heidnischen Gebräuche beobachte, sondern all dergleichen Unflath ablege und verabscheue; auch keine abergläubischen Todtenopfer, keine Zauberkünste, Wahrsagereien, Hexereien auch keine Opferfeuer mache, wie einfältige Menschen manchmal nach heidnischen Gebräuchen bei den Kirchen thun unter dem Namen der Martyrer und Beichtiger, wodurch sie Gott und die Heiligen zum Zorne reizen. Sie sollen jene gotteslästerlichen Feuer, Redfratres nennen und alle heidnischen Gebräuche verbieten.“ In dem kaum ein Jahr darauf gehaltenen Concil von Leptinā, wird das alte Gesetz erneuert und ein aus dreißig Artikeln bestehendes Verzeichniß der bei den neubefehrten Deutschen hie

und da üblichen abergläubischen Gebräuche abgefaßt. Wir können aus Mangel an Raum in dieselben nicht näher eingehen und verweisen daher den Leser auf das Buch selber. Uebrigens hat sie auch Binterim in seinen Denkwürdigkeiten, Bd. II., Abth. 2, S. 540, einer eingehenden Besprechung gewürdigt. — Einen glänzenden Beweis, wie sehr die Wachsamkeit der Kirche auf die Ausrottung des Aberglaubens bedacht war, dürften vorzüglich ihre Poenentialbücher liefern, welche nähere Bestimmungen über die kirchlichen Bußstrafen für Ausübung abergläubischer Gebräuche enthalten. Wenn nun die Päpste, wenn die Concilien und Synoden, wenn die von der Kirche beeinflusste peinliche und bürgerliche Gesetzgebung dem Aberglauben mit aller Entschiedenheit und bei jeder Gelegenheit entgegenarbeitet, wie mag man noch behaupten, daß die Kirche den Aberglauben geschützt hat? Noch in neuester Zeit hat Niemand eine klarere Ansicht von den Kräften des sogenannten Magnetismus geoffenbaret, als das so verlästerte Inquisitionstribunal. Es entschied in einem Circulare an die Bischöfe der katholischen Christenheit: „*Supremae Sacrae Romanae Universalis Inquisitionis Encyclica ad omnes episcopos, adversus magnetismi abusum. Feria IV. die 30. Julii 1856. In Congregatione Generali S. R. et Universalis Inquisitionis habita in Conventu S. M. supra Minervam Eminentissimi ac Reverendissimi Domini Cardinales in tota Republica Christiana adversus haereticam pravitatem Generales Inquisitores mature perpensis iis, quae circa „Magnetismi“ experimenta a viris fide dignis undequaque relata sunt, decreverunt edi praesentes literas encyclicas ad omnes Episcopos, ad magnetismi abusum compescendos. Etenim compertum est, novum quoddam superstitionis genus invehi ex phaenomenis magneticis, quibus haud scientiis physicis enucleandis. ut par esset, sed decipiendis ac seducendis hominibus student neoterici plures, rati posse occulta, remota ac futura detegi magnetismi arte, vel praestigio, praesertim ope muliercularum, quae unice a magnetizatoris nutu pendent. Nonnullae jam hac de re a S. Sede datae responsiones ad peculiare casus, quibus reprobantur tamquam illicita illa experimenta, quae ad finem non naturalem, non honestum, non debitum mediis adhibitis assequendum, ordinantur; unde in similibus casibus decre-*

tum est, Feria IV. 21. Aprilis 1841, „Usus magnetismi, prout exponitur, non licere.“ Similiter quosdam libros ejusmodi erroris pervicaciter disseminantes prohibendos censuit S. Congregatio. Verum quia praeter particulares casus, de usu magnetismi generatim agendum est, hinc per modum regulae sic statutum fuit Feria IV. 28. Julii 1847: „Remoto omni errore, sortilegio, explicita aut implicita daemonis invocatione, usus magnetismi, nempe merus actus adhibenti media physica aliunde licita, non est moraliter vetitus, dummodo non tendat ad finem illicitum, aut quomodolibet pravam. Applicatio autem principiorum et mediorum pure physicorum ad res et effectus vere supernaturales, ut physice explicentur, non est nisi deceptio omnino illicita et haereticalis.“ Quamquam generali hoc decreto satis explicetur licitudo, aut illicitudo in usu, aut in abusu magnetismi, tamen adeo crevit hominum malitia, ut neglecto licito studio scientiae, potius curiosa sectantes magna cum animorum jactura, ipsiusque civilis societatis detrimento, ariolandi divinandique principium quoddam se nactos glorientur. Hinc „somniaambulismi et clarae intuitionis“, uti vocant, praestigiis mulierculae illae gesticulationibus non semper verecundis abreptae, se invisibilia quaeque conspicerere effutiunt, ac de ipsa religione sermones instituere, animas mortuorum evocare, responsa accipere ignota ac longinqua detegere, aliaque id genus superstitiosa exercere ausu temerario praesumunt magnum quaestum sibi, ac dominis suis divinando certo consecuturæ. In hisce omnibus, quacumque demum utentur arte vel illusionem, cum ordinentur media physica ad effectus non naturales, reperitur deceptio omnino illicita et haereticalis, et scandalum contra honestatem morum. Igitur ad tantum nefas, et religioni et civili societati infestissimum efficaciter cohibendum, excitari quam maxime debet pastoralis sollicitudo, vigilantia ac zelus Episcoporum omnium. Quapropter, quantum divina adjutrice gratia poterunt locorum Ordinarii, qua paternae charitatis monitis, qua severis objurgationibus, qua demum juris remediis adhibitis, prout attentis locorum, personarum temporumque adjunctis, expedire in Domino judicaverint, omnem impendant operam ad hujusmodi magnetismi abusus reprimendos et avellendos, ut dominicus grex defendatur

ab inimico homine, depositum fidei sartum tectumque custodiatur, et fideles sibi crediti a morum corruptione praeserventur. Datum Romae in Cancellaria S. Officii apud Vaticanum die 4. Augusti 1856. V. Card. Macchi. Mit welchem Ernste die Kirche dem Unwesen des Geisterklopfens, der Psychographie, u. s. w. entgegentritt, weist der Index prohibitorum librorum aus.

Das vorliegende Buch wird Seelsorgern manchen Nutzen bieten; es wird ihr Urtheil in vorkommenden Fällen normiren und ihnen dienen, die Ansichten gutdenkender Menschen, die von dem Vorurtheile eingenommen sind, daß die Kirche den Aberglauben beschütze, zu berichtigen. Für jene, welche die Lehre Christi, welche die hochheiligen Geheimnisse unserer Religion, die Gebräuche der Kirche, für Aberglauben ansehen, bietet freilich das Buch kein Heilmittel; Unglückliche der Art sind für jede Belehrung unempfänglich, sie kann nur der Strahl der Gnade oder der des göttlichen Gerichtes erleuchten.

Stempfle, Wilhelm, Knospen und Blüthen in Gedichten. Nördlingen, 1857. C. H. Beck'sche Buchhandlung. S. 247.

Die Verlagsbuchhandlung sandte uns vorliegende Gedichte mit der Bemerkung zu, daß sie unter die beachtenswerthen Erscheinungen der Gegenwart gehören. Es gereicht uns nun zur wahren Befriedigung, dies Urtheil in seiner vollen Tragweite anerkennen zu dürfen. Stempfle's Knospen und Blüthen sind christliche Gedichte, welche, was man nicht von allen derartigen Erscheinungen sagen kann, von dem lebendigen Hauche wahrer Poesie durchweht sind. Man sieht es den Meisten derselben an, daß sie nicht gemacht, sondern so aus ganzem Herzen herausgesungen worden seien. Es durchzieht sie allerdings jenes tiefe Weh, das auch ein christliches Gemüth zu fühlen im Stande ist und der Herr Verfasser hat den Charakter seiner Poesien klar in den Worten der Zueignung ausgesprochen:

„Das Andre schlicht und ohne Glanz,
Wie es geworden, legt' ich gern
Als einen frischen Blumenkranz
Auf's dorngekrönte Haupt des Herrn!“

Allein dieses Weh ist weit entfernt von der gottentfremdeten, lächerlichen Entartung, die sich als Weilschmerz in den

Poesien des modernen Heidenthums breit macht; es ist gehoben und verklärt durch ein inniges Vertrauen auf die allwaltende Hand der göttlichen Vorsehung, durch eine demüthige Ergebung in Gottes heiligsten Willen, durch das stete Bewußtsein, daß es eben des Christen Bestimmung ist, hienieden zu entsagen und zu opfern und in Entsagung und Opfer eine unverwelkliche Krone zu gewinnen. Wie einfach und doch wie süß und heimathlich spricht dies die „Anempfehlung“ S. 100 aus:

In deine Hand befehle,
O Herr, ich meine Seele,
Dann ist in aller Welt
Ihr Herberg wohl bestellt.

Wem sollt' ich sie auch geben,
Du nur bist Lieb' und Leben,
Und ohne dich, o Gott,
Da wird sie krank und todt.

Hältst du sie fest im Streiten,
In Angst und Noth der Zeiten,
Wie ist sie stark und spricht:
„Mein Gott verläßt mich nicht,

Hält Haus und Herz umschlungen
Und ist es ausgerungen,
Führt er mich an der Hand
In's ew'ge Vaterland.“

In deine Hand befehle,
O Herr, ich meine Seele,
Jetzt in der trüben Zeit
Dann in der Ewigkeit!

An den herrlichsten Blüthen hat das Büchlein keinen Mangel. Wir bedauern nur, daß der Raum unseres Blattes nicht gestattet, mehr Proben unsern Lesern vorzulegen. Doch können wir uns nicht enthalten, aus „des Priesters Kreuzweg“ in vierzehn Stationen wenigstens die drei Ersten abdrucken zu lassen:

I.

Du bist ein Jünger Christi
Du weißt es, was er sprach;
So nimm dein Kreuz und folge
Nur treu dem Meister nach.

Wie du den Weg beschreitest,
Sicht Alles zu Gericht,
Doch ein gerechtes Urtheil,
Das wartet deiner nicht.

Da sitzt der Neid im Rathe
Und spricht: „er lästert Gott!“
Herodes gibt dem Thoren
Ein weißes Kleid zum Spott.

Pilatus fragt nach Wahrheit
Und überliefert klug
Sie schuldlos ihrem Feinde,
Der sie an Schandpfahl schlug.

Sie waschen ihre Hände
Die Richter aller Zeit;
Die Schuld, die sie gefunden,
Was war's? Das Priesterkleid!

II.

Heut rufen sie: „Hosanna!“
Und dann: „an's Kreuz mit dir!“
„Mein Volk, womit betrübte
Ich dich?“ antworte mir.

„Mein Volk, das ich erzogen
In manchem trübem Jahr,
Was quälst du deinen Hirten,
Der lieb und treu dir war?“

Der irrend in der Wüste
Dich liebend aufgesucht,
Der immer dich gesegnet,
So oft du ihm geflucht!

Der dulndend dich getragen
In Freude und in Leid,
Und still für dich gebetet
Am Thor der Ewigkeit?!”

Das drückt recht tiefe Wunden
In's weiche Herz hinein,
Und unter all' der Bürde
Soll er noch fröhlich sein!

III.

Oft kniet er im Gebete
Vor einem Kreuzesbild,
Mit Thränen ist das Auge,
Mit Angst das Herz erfüllt.

Dann schaut er in das Dunkel
Der stillen Nacht hinaus
Und zu den goldnen Sternen
An seinem Vaterhaus.

Wie drückt mit ganzer Schwere
Ihn des Berufes Last

Und unter dieser Bürde
Sinkt und erliegt er fast.

„O Herr, bin ich verlassen
Vom Himmel und von dir?
O Vater, wär' es möglich,
Nimm diesen Kelch von mir!“

Zerissen und zerschlagen,
Bedrängt von überall,
Thut er ~~nicht~~ seinem Kreuze
Da schon den ersten Fall!“

Wir glauben, daß die mitgetheilten Proben laut genug sprechen, um dieser lieblichen Erscheinung das Interesse unserer Leser im vollen Maße zuzuwenden.

Bolanden, Conrad v., eine Brautfahrt, historischer Roman aus dem XVI. Jahrhunderte. Zweite Auflage. Regensburg, 1858. Friedrich Pustet. S. XXX. und 316.

Das vorliegende Buch, jedenfalls eine der bedeutenderen Erscheinungen der Gegenwart, hat bei seinem ersten Auftreten die verschiedensten Anfechtungen zu befahren gehabt. Uebrigens erlebte es binnen kurzer Zeit die zweite Auflage und lieferte hiemit den Beweis, daß der junge Recke genug Lebenskraft besitze, um manchen Hieb und Stich zu verwinden und sich dadurch in seiner Fahrt durch die Gauen des deutschen Vaterlandes nicht irre machen zu lassen. Der letzte Grund dieser Anfeindungen ist endlich nur in dem Gegenstande, welchen sich der Herr Verfasser für sein Buch erkoren hat, zu finden. Es führt uns mitten in die stürmische Zeit des deutschen Bauernkrieges und erlaubt sich, den „theueren Mann Gottes“, wie er leibt und lebt, in seinen ungebändigten Leidenschaften und der manchmal durchbrechenden Güte seines Herzens, in seiner Kraft und Schwäche, den Lesern vorzuführen; ein Beginnen, welches viel zu kühn ist, als daß der Magen des deutschen Philisterthums es zu vertragen im Stande wäre. Der Herr Verfasser bemerkt deshalb recht gut in seinem apologetischen Vorworte zur zweiten Auflage S. XVI.: „Die Wissenschaft der Gegenwart rühmt sich ihrer kritischen Kühnheit und unerbittlichen Strenge, vor der nichts Unbegründetes in Natur und Geschichte Stand hält. Und wahrlich! diese negative Kritik hat sich an Alles gewagt, hat das Ehrwürdigste und Älteste

nicht verschont, Profanes wie Heiliges mit gleicher Entschlossenheit, wir müssen es sagen, mit gottloser Frechheit antastend. Bruno Bauer hat die heiligen Evangelien „zerledert“, nach dem David Strauß dem Heilande selbst aufs Neue den kritischen Prozeß gemacht und sogar des Erlösers bitteres Leiden verspottet hatte. Doch abgerechnet die Trauer und die schmerzliche Klage von verhältnißmäßig wenigen Christus liebenden Seelen innerhalb beider Confessionen ob solcher kritischer Mordbrennerei, die unter dem Schilde der Wissenschaft in das Heiligthum eingebrochen, wo blieb denn in dem übrigen protestantischen Deutschland, wo in der Literatur, wo an den Universitäten und auf den Kanzeln, der gemeinsame Aufschrei der Entrüstung und des Entsetzens, wie ein solcher Frevel es hätte erwarten lassen? Man suchte zuerst die Achseln in der Oeffentlichkeit, indeß man sich alsbald insgeheim und dann immer unverhüllter die Bruderhand im evangelischen Bunde reichte und selbst „Diener vom Worte“ es nicht verschmähten, die sogenannten wissenschaftlichen Ergebnisse der negativ kritischen Schule volksthümlich zu machen durch Wort und Schrift. Es ist eine „Entdeckung“ von ziemlicher „Tragweite“, daß im Bereiche einer immer noch evangelisch sich nennenden Literatur Christus, unser Herr, vogelfrei jedem Federhelden zur straflosen Mißhandlung sich preisgegeben steht. Nur Einer erscheint in der deutschen Literatur gleichsam versichert und „gefeit“ gegen jede Gefährde durch die wissenschaftliche Kritik — Luther, der Reformator.

Professor Riffel verlor seine Stelle, K. A. Menzel war mit Gleichem bedroht, ängstlich wird auf Schriften gefahndet und sofort die Acht darauf gelegt und Gerichtshöfe verhängen Zwangsarbeitsstrafen, weil und wenn Luther beleidigt scheint, sei es auch nur dadurch, daß man sein Thun und Wollen anders erzählt, als die ihn mythisirende, d. h. ihn zum „Gottesmann“ und Propheten hinaufschraubende, hergebrachte Reformationsgeschichte es will. Gewiß wäre es eine für die Sache der Wahrheit und des in ihr gründenden, wahren Friedens weit heilsbringendere Thätigkeit gewesen, wenn eine Schule, wie die negativ-kritische der Tübinger, auch nur den hundertsten Theil ihres, Widersprüche und Mythengebilde aufspürenden, Scharfsinnes statt in gottesräuberischen Mühen in „Zerlederung“ der heil. Evangelien

und der „Geschichte des Zimmermannssohnes von Nazareth“, zur Prüfung und „Zerliederung“ der Schriften, der socialen, sittlichen und dogmatischen Aufstellungen und Errungenschaften des „Bergmannssohnes von Eisleben“ verwendet hätte. Aber dazu fehlte auch diesen verwegenen Pionieren der Aufklärung bis nun der Wille sowohl als der Muth. Denn sie wissen, daß sie geruhig sitzen auf ihren Lehrstühlen, so lange sich ihre Thätigkeit darauf beschränkt, durch schalen Rationalismus dem Welterlöser göttliche Würde oder durch die Sophistik des Pantheismus und Materialismus dem lebendigen Gott im Himmel sein persönliches Dasein abzusprechen. Aber wenn etwa dieselbe freie Forschung — wir setzen wohl gemerkt nur einen möglichen Fall — diese kritischen Geister dazu verführt, selbst in Luther nicht mehr den Stolz, sondern das Unglück Deutschlands und in den Folgen seines Werkes die Entchristlichung der Welt, die Wiege der Revolutionen, den Verlust einer unermesslichen Fülle von Gnaden, Heilsmitteln und Schönheiten des Christenthumes zu entdecken; wenn dies das immerhin mögliche Ergebnis ihrer wissenschaftlichen Kritik wäre; dann dürften die Männer, die solches im protestantischen Theile Deutschlands wagten, mit voller Gewißheit alsbald nach dem Pilgerstabe sich umsehen, um unter dem Jorn- und Hohngeschrei des Pietismus und Liberalismus in einem katholischen Lande fremdes Brod zu suchen; und — es will uns bedünken, sie dürften weit gehen, recht weit!“

Man sieht, der Herr Verfasser führt eine scharfe Klinge und schwingt sie mit jugendlicher Kraft, wir leugnen es nicht, im Buche selber zur Genüge; allein er hat sie nicht in der Lügenschmiede der modernen Geschichtsmacherei gekauft, sondern in der Rüstkammer gründlicher Studien der Schriften des Reformators selber geholt, zurecht gehämmert und geschliffen. Wer sich davon überzeugen will, lese Luthers Werke, namentlich die in manchen Ausgaben schmählich zugestutzten Tischreden, oder wenn ihm dieselben nicht zu Gebote stehen, Döllingers gewiß objectiv gehaltene, weil fast immer mit den Worten der Neuerer sprechende, „Reformation, ihre inneren Entwicklungen und ihre Wirkungen.“ Unbequem ist die Wahrheit allerdings; man hat auch bei dem Erscheinen des Döllingerischen Geschichtswerkes die Hände über den Kopf zusammengeschlagen und mit wirklicher oder erkünstlichter Angst-

lichkeit die Flammen der Zwietracht über beide Heerlager hoch emporlodern gesehen; allein weder Katholiken noch Protestanten haben sich darob versucht gefühlt, die Reprise einer Bartholomäusnacht zum Besten zu geben und die Wahrheit ging still und ungehemmt durch das Geschrei von hüben und drüben ihren Weg weiter. Wenn nun gewiß jeder Billigdenkende einen erfreulichen Fortschritt darin erblicken muß, daß die katholische Geschichtschreibung sich von den Fesseln protestantischer Vorurtheile nach und nach emancipirt und auf ihre eigenen Füße zu stehen kommt, obgleich sie hiedurch und durch die Ergebnisse eines gründlichen Quellenstudiums manchmal genöthigt wird, das Kind bei einem minder wohlklingenden Namen zu nennen, so sehen wir nicht ab, aus welchen Gründen es der katholischen schönen Literatur verwehrt sein soll, die Ergebnisse ernster und nüchterner historischer Studien für ihre Zwecke zu benützen und auf ihre Weise zu verarbeiten? Wer mit dem Stande der modernen Belletristik einigermaßen bekannt ist, weiß nur zu gut, wie gerade auf diesem Gebiete mit der Kirche, ihren ehrwürdigsten Institutionen und ihren besten und heiligsten Männern verfahren wird. In einem der früheren Jahrgänge unserer Vierteljahrschrift ist nur beispielsweise an einem Produkte Kühnes die Schablone aufgewiesen worden, mit welcher der schöngeistige Janhagel des Aufklärichts unsere Religion und Kirche beflert und mit der verglichen Volandens Brautfahrt auch in ihren markirtesten Stellen von Freund und Feind eine noble, höchst anständige Schrift genannt werden muß. Die Befürchtung, daß Produktionen, wie das vorliegende Buch, einige ermüdete Kläffer der liberalen Clique wachrufen und zu erneuerter Kraftanstrengung anspornen werden, dürfte um so weniger maßgebend sein, als das dezzennienlange Schmiegen und Schweigen von katholischer Seite unsere Gegner nicht einmal zu einem Waffenstillstande, geschweige erst zu einem billigen Frieden, bewegen konnte und es gewiß nicht ohne wohlthätige Folgen sein kann, ihnen manchmal ein gesundes Gebiß zu zeigen und das deutsche Philistertum von Zeit zu Zeit darauf aufmerksam zu machen, daß auch hinter den Bergen Leute wohnen und die Gloriole der Helden des deutschen Lichtes und der deutschen Aufklärung bei weitem noch nicht in dem Maße eine ausgemachte Sache sei, wie sie an dieselbe von Jugend auf zu glauben gewohnt wurden.

Das Buch erzählt uns in blühender Sprache und spannender Darstellung die Reise Luthers nach Burg Arnstein, um daselbst mit seiner Braut Katharina von Bora zusammenzutreffen und führt daher seinen Namen. Der ungestüm trotzige Charakter des Reformators, die Schwäche Melancthons, die sittliche Verkommenheit der ausgesprungenen Mönche, der tolle Fanatismus jener Tage, die Begriffsverwirrung der Zeit, die haarsträubenden Gräuel des Bauernkrieges, treten in lebendigen Gestalten vor unsere Augen. Wo der Verfasser meint, daß dem minder kundigen Leser die Farben zu grell aufgetragen erscheinen möchten, versäumt er nicht, Luthers eigene Schriften genau zu citiren. Der süßende Tod Hilchens von Retheneck, die ehrwürdige Gestalt des Karmelitenpaters Dominikus, die Rückkehr des schwankenden Werners von Arnstein zur alten, innigen Glaubensüberzeugung erfrischen das durch die geschilderten Gräuelszenen erschütterte Gemüth des Lesers und lassen ihn die allwaltende Hand des lebendigen Gottes ahnen, der mitten im Sturmgebräuse seiner Kirche nicht vergift und sie durch das Gewoge der entfesselten Leidenschaften ihre Wege zum Heile der Menschheit führt.

Der Beruf, eine Novelle aus der Neuschweiz. Regensburg, 1857. Friedrich Pustet. S. 277.

Es ist eine Erquickung für den Berichterstatter, von dem, wenn auch trefflich geschilderten, Schlachtgewühle der geharnischten „Brautfahrt“ in dem stillen Hause „des Berufes“ ausruhen zu können. Auch im Innern dieser friedlichen Wohnung werden ernste harte Kämpfe ausgetragen, allein es sind Kämpfe, die jedes Menschenherz in größerem oder geringerem Maße heimsuchen, bis es sich für seinen Beruf, mit allen Kräften seinen Herrn zu dienen, völlig entschieden hat und selbst die äußeren Stürme, welche das Buch in seinem letzten Theile zu schildern hat, vermögen dem Ganzen nicht jenen Eindruck der Heimlichkeit und Lieblichkeit zu rauben, den es auf den Leser macht. Peter, der Sohn eines leider religiös und sittlich verkommenen Arztes, ist von seiner Familie, selbst gegen den Willen des Vaters, dazu bestimmt worden, Medizin zu studiren und dadurch ihre einstige Stütze zu werden. Er kommt in Freiburg an, um unter der Leitung der Jesuiten seine wissenschaftliche Bildung zu beginnen. Durch eine Empfeh-

lung des Kaplans seines Geburtsortes, einer echt katholischen und milden Priesternatur, hat er nach Ueberwindung einiger Hindernisse in dem Hause eines reichen Mannes der Stadt einen Platz als Instruktor gefunden und ist so der materiellen Sorge für sein Fortkommen enthoben. Allein es drohen ihm da andere Gefahren. Kaum hat er sich in Freiburg und in den Studien zurecht gefunden, so wird ihm innerlich klar, daß er zur Doktorei kaum wahre Neigung habe, sondern daß ihn Gott in den Priesterstand berufe. Darüber ist seine Familie, welche sich durch seine einstige Unterstützung aus ihren durch die wachsenden Verirrungen des Vaters immer mehr zerrüttenden Umständen emporzuheben hofft, ganz trostlos und nicht bloß dies, auch die Verhältnisse des Hauses, das er bewohnt und dem er seine gegenwärtige Existenz verdankt, tragen alles Mögliche dazu bei, ihm seinen Entschluß zu verleiden. Die Töchter des Hauses, namentlich die ältere, Julia, machen kein Hehl daraus, daß sie eine ernstliche Neigung zu unserem Peter gefaßt haben und Herr D., ihr Vater, erklärt sich endlich, ihn zum Kompagnon annehmen zu wollen, wenn er Julie heirathe. Peters Familie ist damit gar nicht einverstanden und er selber im Grunde seines Herzens auch nicht. Da zerhaut Julie den Knoten. Sie entführt Peter gewaltsam. Herr D., ein gewaltiger Jesuitenfeind, erfährt, daß Peter mit diesem Orden, trotz mancher unfreundlichen Behandlung, welche er von ihm früher erfahren hatte, im Einverständnisse stehe und sogar Lust habe, in denselben zu treten. Auf's Aeußerste erzürnt verstoßt er ihn aus dem Hause. Peter findet wohl Zuflucht bei den Jesuiten, allein auch ihres Bleibens ist in Freiburg nicht länger. Der Sonderbund wird gesprengt, die Stadt kapitulirt, der Junge wird gefangen und erhält nur durch die Vermittelung Heloisens, der jüngeren Tochter D.'s, die ihn ebenfalls liebt, die Freiheit wieder. Er hat Aussicht, Heloisens Hand und dadurch die früheren glänzenden weltlichen Aussichten zu gewinnen; aber er widersteht tapfer und geht nach Sardinien, um dort in das Noviziat zu treten. Allein der Wirbelwind der Revolution zerstört auch dort die Institute der Kirche und fällt mit alter Wuth zuerst über den verhassten Orden her. Peter kehrt in die freie Schweiz zurück, welche kaum dem wiederkehrenden Landeskinde den Aufenthalt auf heimischem Boden gestattet, weil er im Sinne gehabt, ein „Jesuit“ zu werden.

Er verlegt sich mit Eifer auf die Medicin, allein die pefunziären Mittel nehmen von Tag zu Tag ab und er sucht durch Aushilfe auf der Bühne sich seinen täglichen Lebensunterhalt zu erwerben. Auch diese Hoffnung raubt ihm das Geschrei: „Ein Jesuit, ein Jesuit!“ Endlich findet er Beschäftigung und nothdürftigen Unterhalt als Korrektor und Mitarbeiter an einer Zeitung, ein Geschäft, in dem er noch schmähhchere und gefährlichere Erfahrungen macht, als in der Komödiantenbude.

Unterdessen haben sich die Verhältnisse der Familie geändert. Der Vater kommt durch das wüthende Treiben der Radikalen, das ihn ankelt, zur Besinnung. Allein da ihn eine schwere Krankheit befällt und ein neuer Arzt sich in dem Orte ansiedelt, welcher sich der politischen Strömung des Tages anzuschließen scheint, gestalten sich die Zustände der Familie scheinbar immer bedrängter. Während dem hat die Hand der göttlichen Vorsehung wunderbar gewaltet. Der Vater wendet sich mit aller Entschiedenheit der Religion und Kirche zu, der neue Doktor erweist sich als eifrigen Katholiken und als alten Studienfreund Peters, den letzterer früher geistig in mancher Beziehung gefördert hatte, wirbt um Theresens Hand, gibt Peter die Mittel, seiner Neigung, in den Jesuitenorden einzutreten, zu folgen und so kehrt Friede und Freude in die schwer heimgesuchte Familie ein. Der „Beruf“ hat gestiegt.

Das Buch ist in Briefen geschrieben. Der Verfasser versteht es, diese sonst einförmige Weise der Darstellung zu beleben. Sein Peter, der Kaplan, Paul und die übrigen Geschwister sind markige Gestalten, die das Interesse des Lesers anzuregen verstehen. Wir sind bald heimisch in der Geschichte und folgen mit Spannung der Entwicklung ihrer Schicksale. Niemand wird dies treffliche Seelengemälde, welches wir hiermit herzlich empfehlen, ohne Befriedigung aus der Hand legen.

Der Bastard von Castilien. Historischer Roman. Aus dem Spanischen. Frankfurt a. M., 1857. G. H. Hedler'sche Verlagsbuchhandlung. S. 191.

Briefe über Brasilien. Frankfurt a. M., 1857. G. H. Hedler'sche Verlagsbuchhandlung. S. VI. und 58.

Die beiden vorliegenden Piecen sind Abdrücke aus dem Feuilleton der Zeitung „Deutschland“ und hiemit den Lesern jenes Blattes bekannt. Der „Bastard von Castilien“ entrollt uns ein Gemälde aus der Heldenzeit Spaniens und gehört unter die besseren Unterhaltungsschriften unserer Tage. Der Verfasser weiß das Interesse stets rege zu erhalten, ohne den menschlichen Leidenschaften zu schmeicheln oder durch unsittliche Scenen den verwöhnten Gaumen der Gegenwart figeln zu wollen. Der Graf von Saldanha hatte sich heimlich mit der Infantin Jimena, einer Schwester Alonsos des Reuschen, Königs von Leon und Asturien, vermählt. Die Frucht dieses Bündnisses war ein Sohn, Bernardo, der unter dem Namen Garcia auftritt. Der König über diese Verbindung auf das Aeußerste erzürnt, verweist Donna Jimena in ein Kloster, während er den Grafen in strenger Verwahrung hält. Das Kind hatte Saldanha dem Grafen Fernan Ramirez übergeben, einem Freunde, der ohne Grund eines verrätherischen Einverständnisses mit dem Feinde beschuldigt, zum Tode verurtheilt wurde, jedoch die Flucht ergriff und als einfacher Landmann verborgen in seinem Vaterlande lebte. Ramirez's Gattin gebar auf der Flucht ein Töchterchen, welches er einer Pächterin anvertraute, die ihm jedoch bald den Tod der Kleinen anzeigt. Desto eifriger beschäftigt er sich mit der Erziehung Garcias. Der Knabe wächst zu einem Jünglinge, mit den schönsten körperlichen und geistigen Gaben ausgestattet, heran, als er dem Könige auf der Jagd das Leben rettet. Der dankbare Monarch fordert ihn auf, an den Hof zu kommen und indem Garcia, von seinem vermeintlichen Vater standesmäßig gekleidet, diesem Befehle Folge leistet, hat er Gelegenheit, einer Dame am Hofe Don Alonsos, Edelfride, der todtgeglaubten Tochter seines Pflegevaters, einen wesentlichen Dienst zu erweisen. Die jungen Leute finden Gefallen aneinander, allein das erregt die Wuth und Eifersucht des Ritters Alvar Fannez, des bösen Genius des Buches und des Hofes. Der König, dem jungen Garcia geneigt, schickt ihn gegen die Mauren, um dort seine Rittersporen zu verdienen. Wirklich gelingt es dem Jünglinge, durch seine persönliche Tapferkeit die wichtige Grenzfestung del Carpio, von der er später den Namen erhält, zu gewinnen und überdies durch seinen Edelmuth den Befehlshaber dieser Feste, Abindarraez, in unverbrüchlicher Freunds-

schaft an sich zu fesseln. Von dem Mauren erfährt er, daß von den mächtigen Großen Alonso eine Verschwörung wider den König angezettelt sei und es glückt ihm, auf der Heimkehr von seiner ersten Waffenthat den Monarchen zu befreien. Alonso will ihn nun am folgenden Tage zum Ritter schlagen und Garcia hält in der Kirche des Klosters, in welches sich der König nach dem Ueberfalle zurückgezogen, seine Waffengewache. Donna Jimena lebt in diesem Kloster, erkennt, als sie berufen wird, eine kleine Wunde Garcias zu verbinden, den Sohn und eilt in dem Dunkel der Nacht in die Kirche, um den Wiedergefundenen in ihre Arme zu schließen. So überrascht sie der König, der, das Verhältniß zwischen Jimena und Garcia nicht ahnend, in Zorn entbrennt und den Jüngling aus seiner Nähe verbannt. Garcia kehrt zu Ruy Velasco, dem Grafen Ramirez, welcher diesen Namen angenommen hatte, zurück und erfährt von ihm die Geschichte seiner Geburt. Unterdeffen hatten sich am politischen Horizonte der Königreiche Leon und Asturien düstere Wolken zusammengezogen. Alonso hatte sich in früherer Zeit, um Hilfe gegen die Mauren zu erlangen, verpflichtet, Karl den Großen als Erben seines Reiches anzuerkennen. Allein die Stände des Reiches widersetzten sich auf das Heftigste diesem Vertrage und so war der Augenblick herangekommen, wo der mächtige Kaiser des Frankenreiches mit seinen auserlesenen Paladinen und einer großen Macht heranzog, um sein Recht auf die Thronfolge mit Waffengewalt zu erstürmen. Auch Alonso hatte große Vorbereitungen getroffen und mit den Maurenkönigen von Zaragoza und Toledo Bündnisse abgeschlossen. Vor dem Ausmarsche gibt er ein glänzendes Turnier zu Burgoß, bei welchem sich Garcia als Maure verkleidet auf das Glänzendste auszeichnet. Alonso, der unterdeffen das Geheimniß seiner Geburt erfahren, versöhnt sich nach langem inneren Kampfe mit ihm und überträgt ihm endlich den Oberbefehl über das Heer mit dem Versprechen, nach erlangtem Siege den Vater aus der harten Haft zu befreien. Garcia, oder wie er jetzt heißt, Bernardo von Carpio, siegt bei Ronces Valles, namentlich durch die Tapferkeit seines Pflgevaters, der mit unerschütterlichem Heldenmuth als einfacher Hirte die Schlacht mitkämpft, wird von dem Könige auf das Anerkennendste empfangen, befreit den Vater, den das Uebermaß des Glückes in dem Augenblicke tödtet, als

er die Freiheit wieder erhält und empfängt die Hand Edel-
fridas, der Tochter des Ramirez, welcher mit dem Könige wieder
versöhnt von nun an die Geschicke des Staates mit kluger
Hand leitet. Dies ist der Inhalt der Erzählung, die von
einem ernsten, sittlichen Geiste getragen, unbedenklich zur Er-
heiterung mancher müßigen Stunde empfohlen werden kann.

Die „Briefe über Brasilien“ entwerfen kein schmei-
chelhaftes Bild von jenem Reiche. Wenn auch versteckt, wird
der Sklavenhandel daselbst noch in arger Weise getrieben und
die Behandlung dieser Unglücklichen ist im Allgemeinen eine
sehr rohe und grausame. Der Verfasser der „Briefe“ will
ernstlich vor der Auswanderung nach Brasilien und der An-
siedlung daselbst warnen. Die Brasilianer scheinen zur Ein-
sicht gekommen zu sein, daß der Handel mit afrikanischem
Menschenfleische dem Andringen der Kirche und den ernsten
Maßregeln Englands gegenüber doch über kurz oder lang sein
Ende finden müsse und wollen daher mit trügerischen Ver-
sprechungen ausländische Colonisten anlocken, welche im Grunde
zu nichts Anderem bestimmt wären, als den Mangel an Skla-
venarbeit zu ersetzen. Der Umstand, daß Brasilien sein Haupt-
augenmerk auf das auswanderungslustige Deutschland richtet,
weil der Deutsche ein tüchtiger und fleißiger Landbauer ist,
hat den Verfasser bewogen, auf Grund angeführter Dokumente
und gestützt auf die Erfahrungen eines Mannes, der gegen
28 Jahre während seines Aufenthaltes in Brasilien Gelegen-
heit hatte, die inneren und äußeren Verhältnisse dieses Reiches
mit prüfendem Auge zu durchforschen, die vorliegende ver-
dienstliche Arbeit zu veröffentlichen.

Behrle, R., kath. Pfarrverweser, Joseph und
seine Brüder, biblisch historisches Schauspiel in fünf Auf-
zügen. Regensburg, 1857. Friedrich Pustet. S. 128.
Mit zwei musikalischen Beilagen.

Wenn es auch wünschenswerth erscheinen mag, daß das
religiöse, namentlich das biblische, Drama wieder Einfluß auf
unser Volk gewinne, steht doch sehr zu befürchten, daß unsere
Zeit wenig Personen finde, die es würdig darzustellen und
wenig Herzen, die es in rechter Weise in sich aufzunehmen
vermögen. Die religiöse und sittliche Zerkümmtheit des heuti-
gen Theaterunwesens hat leider schon im Volke Wurzeln ge-

schlagen und die frische Ursprünglichkeit, der kindliche Sinn, das Erdreich, auf welchem allein der Same des religiösen Schauspiels gedeihen kann, ist in selbst nicht so häufig mehr anzutreffen. Damit wollen wir jedoch kein verweisendes Urtheil über wohlgemeinte Arbeiten dieser Art, wie die vorliegende, abgeben. Der Herr Verfasser hat sich selbst die Grenzen seines Gebietes ziemlich enge bemessen, wenn er in der Vorrede S. 6 meint: „Vielleicht, daß manchen Instituten, die oft gern ein passendes Bühnenstück durch ihre Zöglinge aufzuführen ließen oder christlichen, geselligen Vereinen, die in ihre Wintervergnügungen auch Abwechslung bringen wollen, oder ländlichen Theatern, die meist durch verheirathete Personen sehr ehrenhaft geleitet werden, in Gegenwärtigem keine ganz unwillkommene Gabe geboten wird.“ In diesem Sinne heißen wir „Joseph und seine Brüder“, wie das Anerbieten des Herrn Verfassers, „noch mehrere derartige religiöse Bilder mit des Himmels Hilfe vorzuführen“, ganz willkommen, wenn wir auch die unmaßgebliche Bemerkung nicht zu unterdrücken vermögen, daß in Hinblick auf solche Darsteller und Zuhörer die Sprache der Stücke einfacher, volksgemäßer und natürlicher sich gestalten dürfte. Selbst der Schwung der fünffüßigen Jambe möchte Schauspielen von dieser Tendenz eher hinderlich als förderlich sein. Uebrigens ist der bekannte Stoff zweckmäßig bearbeitet, würdig gehalten und der Geist, welcher das Ganze durchweht, weit davon entfernt, den Herrn Verfasser irgendwie „bedenklich und anrühlich“ zu machen. Die Widmung an den greisen Bekenner von Freiburg kann dem Buche nur zur Zierde und zur besten Empfehlung gereichen.

Pösl, Dr. Friedrich, Priester der Versammlung des allerheiligsten Erlösers, das Leben des heiligen Philippus Neri, Stifters der Congregation des Dramatoriums in Italien. Zweite verbesserte Auflage. Regensburg, 1857. Friedrich Bustet.

Es ist ein wunderbarer Mann, ein beinahe unerreichbares Vorbild eines echten Priesters, der Heilige, dessen Leben wir in den vorliegenden Blättern verzeichnet finden. Noch jetzt genießt er in Rom eine ganz besondere Verehrung, die zeigt, daß sein Wirken in der ewigen Stadt auch nach Jahrhunderten noch im frischen Andenken steht. Namentlich sollte

jeder Weltpriester, jeder Seelsorger, das Leben Philipps oft und oft beherzigen und sich und seine Heerde der gewiß mächtigen Fürbitte des Heiligen dringend empfehlen. In dem schönen Florenz erblickte er am 22. Juli 1515 das Licht der Welt. Schon an dem Kinde offenbarten sich Anzeichen der künftigen Heiligkeit des Mannes. Eine innige Andacht, eine seltene Sammlung, gepaart mit Heiterkeit und Sanftmuth, die Tugend eines beinahe unglaublichen Gehorsams und einer ganz besondern Scheu vor eitler Ehre zeichneten den Knaben schon damals aus. Nachdem er seine niederen Studien vollendet, sendete ihn der Vater einem reichen kinderlosen Oheime zu, dessen Erbe er einst werden sollte. Philippus aber, den Beruf zu höheren Dingen in sich fühlend, verließ ihn nach einigen Jahren und begab sich nach Rom, den Schauplatz seiner künftigen Thätigkeit. Etwa zwei Jahre hatte er in den strengsten Übungen der Frömmigkeit daselbst zugebracht, als er sich entschloß, Philosophie und Theologie zu studiren. Er machte die ausgezeichnetsten Fortschritte in den Wissenschaften ohne je seine innere Bervollkommnung im Mindesten zu vernachlässigen. Schon in dieser Zeit zeigten sich jene wunderbaren ekstatischen Zustände bei ihm, welche kund thaten, daß der Herr diese Seele auf eine außerordentliche Weise begnadigen wolle. Er stiftete noch als Laie die Bruderschaft von der heiligsten Dreifaltigkeit für Pilger und Genesende, welche noch heutzutage ihre segensreiche Wirkksamkeit äußert. In seinem sechsunddreißigsten Lebensjahre erst und da nur aus Gehorsam gegen die eindringlichen Befehle seines Beichtvaters Rosa entschloß er sich, das heilige Sakrament der Priesterweihe zu empfangen. Nachdem er Priester geworden, begab er sich gleich in das Haus des hl. Hieronymus, wo damals einige Priester von auferbaulichem Wandel zusammenlebten. Er wollte, nachdem daselbst er einige Zeit mit ungemeinem Eifer für das Heil der Seelen gewirkt, nach Indien gehen, als ihm der heiligmäßige Cisterzienser Abt Augustin von Gaëta ein Gesicht eröffnete, in welchem ihm der hl. Johannes Evangelista verkündigt hatte: Philippus habe sein Indien in Rom zu suchen. Bald darauf übernahm er die Kirche der heiligen Maria in Ballicella und stiftete die Congregation des Dratoriums. Wie Vieles er durch seine eigene Thätigkeit und durch die seiner Schüler geleistet, wie seine wunderbare Heiligkeit von Tag zu Tag stieg, welchen Einfluß seine Anmuth

und die Macht seines Gebetes auch auf die verhärtetsten Menschen gewann, wie er mit der kindlichsten Einfalt und Frömmigkeit eine beinahe übermenschliche Klugheit verband, wie die ihm von Gott verliehenen außerordentlichen Gaben in immer hellerem Glanze erstrahlten, das näher zu bezeichnen, gestattet der Raum unserer Blätter nicht und mag in dem nicht genug zu empfehlenden Buche selber nachgelesen werden. In der Nacht vom 25. auf den 26. Mai, auf weld' ersten Tag damals das Frohnleichnamsfest fiel, beschloß er beinahe achtzig Jahre alt sein heiliges Leben. Noch am frühesten Morgen des Frohnleichnamstages hörte er Beicht, las die heilige Messe, bei der er voll Geistesjubil und in Entzückung das Gloria, anstatt zu sprechen, sang und legte sich, nachdem er den Tag über noch Beicht gehört, eine Menge Besuche empfangen und seine Gebete verrichtet hatte, um 9 Uhr zu Bette, nachdem er mit großer Inbrunst versichert hatte, endlich sterben zu müssen. Um Mitternacht schwebte seine reine Seele zum Himmel empor. Schon zwei Monate nach seinem Tode begann der Prozeß seiner Canonisation und siebenundzwanzig Jahre später ward er zugleich mit Isidor, Ignatius von Loyola, Franz Xaver und Theresia unter die Zahl der Heiligen versetzt. Sein Fest wird alljährlich in Rom mit außerordentlicher Pracht gefeiert.

Trento, P. Hieronymus, aus der Gesellschaft Jesu, Fastenpredigten, aus dem Italienischen übersetzt. Freiburg im Breisgau, 1857. Herder'sche Verlagsbuchhandlung. S. V. und 456.

P. Trento gehört, soweit wir die italienische Predigtliteratur kennen, unter die ausgezeichneteren Repräsentanten derselben. Logische Eintheilung, klare Disposition, verständliche und ruhige Beweisführung, südlisches Feuer, wenn es gilt, die Herzen zu erhitzen, sind unleugbare Vorzüge der in Rede stehenden Fastenpredigten. Ihrer sind achtunddreißig in das Buch aufgenommen und dem deutschen Prediger bietet sich daher in ihnen Material für mehrere Cyklen von Fastenvorträgen. Wir wollen ihre Thematik angeben. Am Aschermittwoche predigt er über die zwei stärksten Beweggründe zur B e k e h r u n g, den Staub, der wir sind, unsere Niedrigkeit und den Staub, der wir sein werden, unsere Sterblichkeit. In seiner zweiten Predigt betrachtet er den G l a u b e n und zwar die Wahrheit, der wir

Glauben schenken, die Zustimmung, welche wir der Wahrheit schenken und den Beweggrund, weshalb wir ihr beipflichten. Die Feindesliebe empfiehlt er, weil Gott sie befiehlt, die Vernunft sie will, der eigene Nutzen sie anrath. Die Fasten heiligen wir, wenn wir sie mit dem Geiste der Religion und der Buße beleben. Das Weltgericht ist fürchterlich für den Sünder, weil er als schuldig vor den Augen der ganzen Welt, als der Schuld überführt in der Meinung der ganzen Welt, als verdammt mit der Billigung der ganzen Welt erscheinen wird. Die Gnade kann vieles, allein nicht so viel, als manche sich einbilden, sie kann vieles und noch mehr als andere glauben, sie kann vieles, allein nichts von dem, was manche aus uns wollen. Sehr wenige Christen sind wahre Christen. Alle Fehler, welche in Bezug auf das Gebet begangen werden, können darauf zurückgeführt werden, daß Einige nicht beten und Andere nichts erhalten, obwohl sie beten. Jeder hat die Pflicht, in seinem Stande sich zu heiligen; diese Heiligkeit ist Allen möglich, Allen nothwendig, wenn auch die Heiligkeit, wie wir sie gewöhnlich wollen, weder möglich noch nothwendig ist. Im Himmel werden wir selig mit Gott, in Gott und gleichsam wie Gott sein. Der Tod des Sünders ist sehr böse in Bezug auf das, was er zurückläßt, zurückbehält und was ihn erwartet. Die Geduld, welche Gott mit dem Sünder trägt, muß uns ein Gegenstand der Bewunderung und des Schreckens sein. Außersichliche Bußwerke sind für die Frommen ein Vertheidigungsmittel der Unschuld, für die Büßer ein Beweis der Reue, für die Sünder eine Vorbereitung zur Bekehrung. Die Hölle ist ein fürchterliches Werkzeug der göttlichen Rache, weil er ihr seine Allmacht, seine Weisheit und seine Gerechtigkeit mittheilt. Sie, die Hölle, ist um so fürchterlicher, weil sie ewig dauert. Zu einer guten Beicht wird ein aufrichtiges Herz, eine wahre Zunge und ein wirksames Handeln erfordert. Niemand verschiebe die Bekehrung, weil bei einer späteren Bekehrung sowohl die Zeit als die Gnade ungewiß und die Schwierigkeit größer ist. Um so weniger soll man mit der Bekehrung zaudern, weil die Barmherzigkeit Gottes so groß ist, daß ihm der bekehrte Sünder theuer und zwar um so theurer ist, ein je größerer Sünder er war. Nichts ist gefährlicher, als wenn wir uns in die Gefahr begeben, Gott zu beleidigen.

Die Sünde ist eine Krankheit der Seele und zwar in Bezug auf den Willen, von der Krankheit zu genesen und in Bezug auf die Kraft, Gutes zu wirken. Wir müssen stets die Eingebungen Gottes achten, weil groß die Gefahr derjenigen ist, die ihnen nicht oder nicht mit Bereitwilligkeit entsprechen. Wir sollen der armen Seelen stets eingedenk sein, denn Gott will ihnen helfen, sie verdienen, daß ihnen geholfen wird und für uns ist es sehr nützlich, ihnen zu helfen. Wir sollen unsere Seele hochachten, weil sie eine Seele, weil sie nur Eine, weil sie unsere Seele ist. Unsere Leidenschaften sind unzertrennliche, schlaue und heftige Feinde. Der Wille, uns zu retten, muß ein wahrer und wirksamer, ein vollständiger und allgemeiner, ein fester und beharrlicher Wille sein. Der Tod des Gerechten ist schön wegen dem Frieden, den er genießt, der Festigkeit seines Vertrauens, der Reichthümer der Ruhe, in die er eingeht. Das Verlassen sein von Gott ist die fürchterlichste Strafe, weil sie an und für sich sehr schwer und nicht mehr gut zu machen ist. Das Aergerniß ist eine ungeheure Sünde in Bezug auf Gott, auf den Nächsten und auf uns selbst. Scheuen wir den Rückfall in die Sünde, denn die Sünde des Rückfälligen ist schwerer, seine Buße verdächtiger, seine Gefahr augenscheinlicher. Benützen wir die Zeit, weil sie kostbar und kurz ist. Beobachten wir die Gebote Gottes, dazu fordert uns die Achtung für ihren Geber, die Heiligkeit des Gesetzes und die Gefahr des Ungehorsams auf. Magdalena stellt die Idee der vollkommensten Buße dar, weil ihre Buße von großer Liebe erzeugt wurde, durch dieselbe zunahm und sich vollendete. Das Leiden der Muttergottes können wir kaum fassen, weil sie Mutter, Tochter und Braut des Herrn war. Gott gibt sich uns in der heiligen Communion ganz, daß wir ganz uns ihm geben. Das Leiden Christi soll unsere lebendigste Reue erwecken. Die Auferstehung des Herrn aber ist höchst erfreulich, indem sie uns zeigt, was wir für unsern Körper zu erwarten haben und was wir in unserem Geiste vollbringen müssen. Die vorlezte Predigt lehrt uns, was Gott ist; die letzte, daß der kein einziges Gut besitzt, der den Frieden nicht hat und daß der den Frieden nicht haben kann, der mit Gott nicht vereinigt lebt.

Mesmer, Alois, Professor der Theologie in Brixen, Geschichte der Offenbarung oder Grundlegung, Verbreitung und Ausführung des Reiches Gottes auf Erden. Mit fürstbischöflicher Approbation. Freiburg im Breisgau, 1857. Herder'sche Verlagsbuchhandlung. Zwei Bände. a) S. VIII. und 316, b) S. VIII. und 315.

Der Verfasser bietet uns in dem vorliegenden Buche eine von allem gelehrten Apparate freie, verständliche, aber genaue Darstellung der Geschichte der göttlichen Offenbarung, wie sie der Menschheit seit ihrem Ursprunge bis zum Schlusse der apostolischen Wirksamkeit zu Theil geworden ist und in den heiligen Büchern sich verzeichnet findet. Die leitende Grundidee des vorliegenden Werkes ist das Reich Gottes unter den Menschen. Dies Reich war schon auf Erden von Erschaffung der Welt an und dauert bis an das Ende der Welt. Vor Christus heist es der alte Bund, seit Christus das Christenthum oder die Kirche. Das Mittel, wodurch das Reich Gottes zu dem Menschen gekommen ist, ist die göttliche Offenbarung, die Offenbarung der Wahrheit und Gnade. Da Gott dieselbe jedoch nicht auf einmal, sondern nur nach und nach gegeben, da wir in ihr ein Wachsthum und einen Fortschritt von ihrem Anfange bis zur Vollendung und mancherlei Veränderungen und Schicksale wahrnehmen können, so hat auch sie eine Geschichte, die, weil ihr Inhalt das Heilige und Göttliche ist, die heilige Geschichte und weil sie größtentheils aus der Bibel genommen wird, die biblische Geschichte heist. Für Mittelschulen und etwas fortgeschrittenere Leser dürfte das Buch sehr zu empfehlen sein. Die der Erzählung einzelner biblischer Abschnitte beigegebenen Anmerkungen enthalten eine meist treffende sittliche Anwendung. Der dritte Abschnitt des dritten Theiles gibt eine gelungene Darstellung der christlichen Eschatologie.

